



Eine Liedersänger mit Geschichte: Konstantin Wecker.

FOTO: ADIL FAITOUT

Melancholiker voll Kraft

Konstantin Wecker begeisterte im Ringlokschuppen

VON JOHANNES VETTER

■ Bielefeld. Viele von denen waren da, die sich als „Achtundsechziger“ empfinden: die Aussteiger und die Wanderer durch die Institutionen, die Revoluzzer und die Lampenputzer, die Frustrierten und die Arrivierten. Für drei Stunden wurden sie wieder zu einer Familie. Aber da war entschieden mehr passiert als nostalgische Nabelschau.

Konstantin Wecker hat keinerlei Ambitionen zum Berufsjuden. Er lässt keinen Zweifel daran, dass er, der vor rund vier Jahrzehnten aufgebrochen war, eine Geschichte hat – und ebenso die Republik, in deren Kontext er dichtete, sang und spielte. Den Konstantin Wecker der 70er Jahre werden wir vergeblich suchen. Aber wir finden den, der sich an den Konstantin der 70er erinnert und an noch viel mehr. Der Kunstliedersänger unter den Bardens seiner Generation versteht es meisterhaft, mit seiner und Deutschlands Geschichte zu spielen, als wären sie sein musikalisches Material.

Lächelnd bedauert er, dass an Lagerfeuern zwar Lieder seines Freundes Wader erklingen. Wer aber singe Wecker-Lieder? Drum studierte er ein nettes Verslein ein: „Annelies, wir fahren heut ins Blaue, / sehn uns noch einmal Menschen an, /

denn wenn ich das richtig übersehe, / sieht man Menschen nicht mehr lang.“

Oft verblasst die Bedeutung politisch ambitionierter Lieder, wenn sie aus ihrem aktuellen Kontext herausgenommen werden. Haben sie allerdings jenes Quäntchen Mehrwert an emotionaler Erfahrung und Tiefe, dass sie auch in wechselnden Zeiten als Impulsgeber und Erlebnisträger wirken, bleiben sie jung, selbst wenn sie historisch sind. Das macht gute Dichtung aus. „Einen braucht der Mensch zum Treten“ – geschrieben 1984 als Protest gegen ausländerfeindliche Übergriffe – erweist sich heute als aufrüttelnde Zustandsbeschreibung einer Gesellschaft, in der die Ellenbogen – und immer öfter brutale Gewalt – zum Kommunikationsmittel nicht nur am Rand der Gesellschaft geworden sind.

Mit dem eindringlichen Lied stellt sich Wecker an die Seite des Lakonikers Kurt Weill. Zudem ist er ein formidabler Jazzsänger und –pianist. Musikalisch beherrscht er viele verschiedene Sprachen, vom bajuwarischen Volkslied bis zu Blues-Baladen, von Jamaika-Rhythmen bis zu avancierten Kunstformen.

Grandiose Musiker hatte er mitgebracht. Der Bassist ließ sich auch am Cello vernehmen, der Gitarrist entlockte Quetschkommode und Euphonium gar

bayrisches Getön, der Pianist Johannes Barnickel – Wecker nannte ihn sein Alter ego – spielte eine hervorragende Trompete, der Schlagzeuger, brillanter Virtuose, verstand sich auf die Kunst des Hörens, was übrigens alle Bandmitglieder vereinte. Mit allergrößter Achtsamkeit erwiesen sie dem Meister ihre musikalische Reue, der sich seinerseits als Mannschaftsspieler erwies, nicht als König mit Hofstaat.

Atemberaubend ein Klavierwettbewerb, den sich Wecker und Barnickel an den beiden Flügeln lieferten. Plötzlich tönte da ein Liebesduett aus der Zauberflöte, das urplötzlich in Smetanas Moldau sich wandelte, interpunktiert vom Gehämmer der Beethovenischen Fünften und von Tschairowskys b-moll-Klavierkonzert.

Jenseits aller Texte und geistreichen politischen Kommentare scheint das die Quintessenz Weckerscher Bühnenkunst zu sein: spielend zu forschen und zu entdecken, Musik als lustvolle Äußerung von Lebensfreude zu verstehen, als sinnlich-paradoxe Intervention angesichts der Brüche dieser Welt. Das Publikum geriet außer Rand und Band.

Konstantin Wecker ist ein kraftstrotzender Melancholiker mit altersweiser Ironie. Gegen allen äußeren Anschein preist er das Leben – und das ist gut so.

Statt „Köpenick“ „Tartuffe“

■ Bielefeld. Wegen einer langwierigen Erkrankung des Schauspielers Harald Gieche in der Titelrolle wird die Inszenierung des Stücks „Der Hauptmann von Köpenick“, ursprünglich geplante Premiere am 16. Januar, in der laufenden Spielzeit nicht mehr realisiert werden können. Aus inhaltlichen und organisatorischen Gründen ist eine Umsetzung nicht möglich. Das Lustspiel von Carl Zuckmayer wird in die kommende Saison verschoben. Die Abonnenten sehen an den geplanten Spielterminen des „Hauptmanns von Köpenick“ nun den „Tartuffe“ von Molière – eine unterhaltsame Komödie über einen asketischen Eiferer, der eine großbürgerliche Familie lustvoll in den Ruin treibt.

Konzerttage-Finale in St. Jodokus

■ Bielefeld. Mit einer Aufführung des Oratoriums „Anno Domini“ des vor einem Jahr in Prag gestorbenen Komponisten Petr Eben enden am Sonntag, 2. November, 16 Uhr in der kath. Kirche St. Jodokus am Klosterplatz, die diesjährigen Konzerttage der Bielefelder Innenstadtgemeinden. Petr Eben, der zu den wichtigsten Komponisten des 20. Jahrhunderts zählt und von einer tiefen Religiosität geprägt ist, schrieb sein Werk als Auftragskomposition des Erzbistums Paderborn zu dessen 1.200-jährigen Jubiläums 1999. Mitwirkende sind Cornelia Isenbörger (Sopran), Eckehard Abele (Bass), Pater Michael Hermes OSB (Sprecher), Simone Pannes (Scholaleitung), Kurnde und Mittelstufenchor des Ev.-Stiftischen Gymnasiums Gütersloh, Concerto St. Jodokus, Kammerchor St. Jodokus. Die Leitung hat Georg Gusia.

Galanacht der deutschen Tenöre

■ Bielefeld. Unter dem Titel „Zauber der Musik – Die Galanacht der deutschen Tenöre“ stehen Deutschlands Startenöre am Sonntag, 2. November, um 18 Uhr gemeinsam auf der Bühne in der Stadthalle. Johannes Kalpers, Erkan Aki, Die jungen Tenöre, Björn Casapietra und Volker Bengl werden von 18 Musikerinnen und einem Musiker des Wiener Klassik-Orchesters Barbara Helfgott & Rondo Vienna unterstützt.

Berichtigung zur Lesenacht

■ Bielefeld. Tilman Rammstedt stellt seinen neuen Roman „Der Kaiser von China“ am Freitag, 7. November, erst um 22 Uhr und nicht, wie die NW berichtete, um 20 Uhr bei einer Lesenacht mit musikalischem Programm im WDR-Studio vor.

Ein Mann, der für Überraschungen gut ist

Rafik Schami unterhält auf ungewöhnliche Weise

VON ANTIJE DOSSMANN

■ Bielefeld. Die angekündigte Lesung mit Rafik Schami hat nicht stattgefunden. Dennoch verließ eine große Schar höchst zufriedener Menschen die Thalia-Buchhandlung. Was war geschehen? Eine wunderbare Idee hatte sich der schlitzohrige Rafik Schami ausgedacht. „Ohr-Kino“ nannte er sie. Statt einige Passagen aus seinem neuen Roman vorzulesen, breitete er im Stil eines orientalischen Erzählers die Geschichte des berühmten Damaszener Kalligraphen Hamid Farsi und dessen Frau Nura aus. Mit dem rätselhaften Verschwinden Nuras setzt er ein:

„Stellen Sie sich einen warmen sehr frühen Morgen in Damaskus vor. Es duftet nach Jasmin und feuchtem Holz, Waschpulver, Kumin und den ersten Falafeln. Ein unglaubliches Geräusch macht die Runde.“ Später, nachdem Schami sich ausführlich und vergnüglich über die Art, wie sich Gerüche in der alten syrischen Stadt verbreiten, ausgelassen hat, wird sich das Gerücht bereits zu so einem gewaltigen Gebilde ausgewachsen haben, dass es nicht mehr durchs

Stadtort passt. Zu diesem Zeitpunkt sind die Zuhörer längst angekommen in der Geschichte, haben sich auf eine Zeit- und Fernreise begeben und sind nun im Damaskus der 50er Jahre. Es herrscht seit vier Jahren Demokratie – so lange wie noch nie. Eine vorsichtige Aufbruchstimmung breitet sich aus. Das Land möchte sich modernisieren, sucht den Anschluss an die westliche Welt.

Hamid Farsi, der die arabische Schrift liebt, aber ihre Untauglichkeit zur internationalen Übersetzung erkennt, träumt von einer Reform. Da jede Veränderung der Sprache von orthodoxen Islamisten als Angriff auf den Koran verstanden wird, ist das jedoch eine gefährliche Trümmerei. Als Hamid auf die Idee kommt, Kalligraphie-Akademien zu gründen und damit seine Reformpläne voranzutreiben, beginnt sich die Schlinge um den Hals des Kalligraphen zuzuziehen. Ein ebenso spannender wie entspannter Hörfilmabend, den Rafik Schami geboten hat. Das Publikum dankte mit fast frenetischem Beifall.

◆ Rafik Schami: „Das Geheimnis des Kalligraphen“, Roman, Hanser, 459 S., 24,90 Euro.

Attacken auf die Arroganz der Macht

Gilad Atzmans „Orient House Ensemble“ im Bunker

VON RAINER SCHMIDT

■ Bielefeld. Der Saxophonist Gilad Atzman ist von unbändiger Lust am Imitieren und Zitieren besetzt. Neben eigenem, schneidend-aggressivem Ton weckt er am Alt- und Sopransaxophon Erinnerungen an Bechet, Col-



Am Saxophon: Der Musiker Gilad Atzman. FOTO: RAINERSCHMIDT

trane oder Garbarek. Die Klarinette, deren gleitende Tongebung er ausnutzt wie kaum ein zweiter, lässt der aus Israel stammende Londoner tief näseln wie einen armenischen Duduk oder strahlen und kreischen wie bei Slavis. Der studierte Philosoph und Buchautor sagt heute, dass die Musik nicht als Botschafter taugt. Dennoch kann er sich lakonisch-hintersinnige Attacken auf Intoleranz, Arroganz der Macht und Rassen- und Klassendenken in der Welt auf der Bühne nicht verkneifen.

Das von dem bekennenden Palästina-Sympathisanten gegründete Orient House Ensemble spielt eine Musik, die alles vereint und nichts ausgrenzt. Die Innigkeit des europäischen Jazz und lebhaft orientalische Klangstimmungen treffen auf sentimentale, nahezu kitschige Balladenklänge und eine ordentliche Portion zupackenden amerikanischen Showgeists.

Beim nun zweiten Auftritt des Orient House Ensemble im Bunker Ulmenwall gewann das Publikum zwischen klangvollem Gefühlsbad und mitreißender Partystimmung für eine Weile einen aufgeheiterten Blick auf die Zumutungen der realen Welt.

Lebensroman eines süchtigen Dichters

Literaturtage zum Schluss: Hommage an Gläuser

VON MARIA FRICKENSTEIN

■ Bielefeld. Die Literaturtage lockten rund 1.000 Lesefans in die Stadtbibliothek. Drei Autorinnen und acht Autoren lasen und erzählten übers Schreiben. Zum Finale erschien der Hamburger Krimi-, Drehbuch- und Hörspielautor Frank Göhre und las aus seinem Roman „Mo“.

„Mo“, so nannte der Schweizer Schriftsteller Friedrich Gläuser (1896-1938) das Morphinum, von dem er seit frühester Jugend abhängig war. Schon früh ließ ihn sein dominanter Vater entmündigen. Es folgten Aufenthalte in Gefängnissen und psychiatrischen Anstalten. Heute gilt Gläuser als einer der frühen deutschsprachigen Kriminalromanautor und ist vor allem durch seine Romane mit dem Berner Wachtmeister Studer bekannt. Gläuser starb mit 42 Jahren. Seit 1987 verleiht das Syndikat, die Autorengruppe deutscher Kriminalliteratur, jährlich bei der „Criminale“ den Friedrich-Gläuser-Preis. Jetzt kommt Frank Göhre wieder ins Spiel. Er teilt mit Friedrich Gläuser nicht nur die Initialen. Er ist Mitbegründer des Syndikats und Initiator des Preises.



Gläuser-Entdecker: Autor Frank Göhre. FOTO: MARIA FRICKENSTEIN

Bei einem Stadtschreiber-Aufenthalt in Soltau entdeckte Göhre 1983 vier Bände des damals fast vergessenen Schweizer Autors. Später regte er den Arche Verlag zur Neu-Edition des Gläuser-Werks an. In seinem schnörkellosen, umfangreichen Material verpflichteten Roman webt Göhre O-Töne Gläusers ein und füllt die Leerstellen auf. „Ich nenne meinen Roman eine poetische Annäherung an Gläuser“, erzählt Göhre.

◆ Frank Göhre: Mo. Der Lebensroman des Friedrich Gläuser. Pentragon, 238 S., 19,90 Euro.



Die GERRY WEBER WORLD PRÄSENTIERT

Annette Dasch

AKTUELL AUSGEZEICHNET MIT DEM KLASSIKERCHOIR

GERRY WEBER Ticket-Center • Ticket-Hotline 05201/8180 • www.gerryweber-world.de

TICKETS AB 55 EURO